

Schaumschnurrbartundstromschnittwind (von Krisha Kops)

Als Nana in München ankommt weht ein Föhn von Italien her, über die Berge hinweg, so dass man die Alpen von der Stadt aus sehen kann. Er mag ihren Anblick. Für ihn sind sie wie eine Mauer, die ihn von all dem trennt, was südlicher davon liegt, alles, was er hinter sich gelassen hat, die Fremdheit, die Erinnerungen an seinen Bruder Anna, die heiratswilligen Cousinen, die Dhoti-Beinkleider, die mit Wasser vermenigten Whiskys – ja, Indien. Er mag das Weiß auf den Bergspitzen, sie geben ihnen etwas Weiches. Sie erinnern ihn daran, dass diese Kälte zu jeder Jahreszeit zum Greifen nahe ist. Diese Kälte, die er ein Leben lang vermisste, ohne dass er von ihrer Existenz wusste, und die ihm nun wiederum seine Existenz beweist, jedes Mal, wenn er tief ausatmet und seine Atemwolke beobachtet, wie sie sich nach und nach auflöst. Nachdem man ihm später einmal seinen abertausend Mark teuren Mantel stiehlt, wird er niemals mehr einen tragen, auch im kältesten Winter nicht. Er wird der erste Inder sein, von dem die Bergwinde erzählen, dass er mit einem dreiteiligen Anzug die Alpen auf Skiern bergab schlitterte, indessen ihm seine Krawatte um die Ohren flatterte. Er gesteht es sich nicht ein, aber besonders den Schnee mag er, weil er ihn an స్నేహితులు, snehitulu, erinnert, das Telugu-Wort für Freunde, diejenigen, die zusammenkleben wie der Schnee. Nein, er gibt es nicht zu, dass er den Schnee so gerne mag, weil er ihn an das Zusammensein erinnert.

Nanna mag auch die Ordnung, die hier überall herrscht. Mag es, wenn die Autos an den roten Ampeln stehen bleiben. Noch mehr mag er es, dass es hier überhaupt Ampeln gibt und sich nur motorisierte Gefährte auf der Straße bewegen, keine Pferde mit Karren, keine Kühe, keine wilden Hunde oder andere Tiere. Und die Menschen, sie gehen immerzu auf den Gehwegen, nur zum Überqueren benutzen sie die Straßen. Und die Straßen sind wirkliche Straßen, keine durchlöchernten Schotter- oder Erdwege. Und auf den Bus- und Straßenbahnfahrplänen stehen tatsächliche genau Zeitangaben, nach denen sich die Busse und Trambahnen richten. Selbst Tunnel für eine Untergrundbahn graben sie durch die Erde unter seinen Füßen.

Nanna mag, dass es hier überall Bier gibt. Dass man es nicht nur in Gaststätten trinkt, sondern auch draußen, auf dem Grün entlang des großen Flusses und im Schatten der riesigen Kastanienbäume. Außerdem mag er es, dass man dieses Bier immer bestellt, nicht nur mittags und abends, sondern auch zum Frühstück. Ein Bier, das so nahrhaft ist, dass es selbst ein Frühstück sein könnte. Und er mag, dass dieses Getränk seine eigene Ästhetik besitzt, es ohne den Schaum, ohne seine Krone obenauf nicht als schön gilt. Inder und Deutsche sind nicht allzu verschieden, denkt er sich, nur dass die Deutschen Schnurrbärte aus Schaum tragen. Sogar eine Königin hat dieses Bier. Und ein Fest, das man ihm jedes Jahr widmet. Und jedes Bier schüttet man in sein

dazugehöriges Glas. Und das Bier hat ein Wort, das sie sich jedes Mal entgegenraunen, wenn sie ihre Gläser vor dem Trinken aneinander klirren und ihr Bier in das Glas ihrer Trinkgefährten schwappen lassen. Ja, Nanna mag es, wenn das Bier aus seinem Sprechen manchmal ein Säuseln macht, und sein Deutsch dabei schlechter und doch wieder besser wird. Neben dem Geruch von gegärtem Getreide, der ihm in der Nähe der Brauereien entgegenweht, mag er selbst den abgestanden süßlichen aus den Kneipen.

Nanna mag auch seine Arbeit bei Osram. Seine Forschungsarbeit, um die Glühbirnen noch effizienter zu machen. Hell wie der lichte Tag: er mag, wie diese Schrift den Karlsplatz erleuchten lässt. Genauso wie er es mag, dass er in der Lage ist, die ganze Nacht sein Licht anzulassen, ohne dass es ausfällt, ohne dass es auch nur ein einziges Mal zuckt. So kann er in seinem Deutschwörterbuch lesen, bis seine Lider schwer werden, seine Stirn noch schwerer und sie schließlich niedersinkt, auf ein schönes Wort wie un-um-wun-den oder be-män-teln. Manchmal lässt er das Licht sogar tagsüber an, absichtlich, einfach weil er es kann.

Heller als der lichte Tag.

Am meisten mag Nanna aber die Frauen. Ihr blondes Haar. Ihre kurzen Röcke, die ihre Schritte selbstsicher machen und ihre weißen Beine lang und nackt. Er mag, dass sie an freie Liebe glauben und Pillen zur Verhütung schlucken. Dass sie genauso gerne Bier trinken wie die Männer. Und vor allem mag er, dass sie ihn mögen.

Am aller meisten mag Nanna aber eine ganz besondere Frau, die Telefonistin, die er eines Tages an der Leitung hat, als er Amma und Appa in Indien anrufen will. Er kann es hören, durch Telefonhörer und Leitungen hindurch kann er es ganz genau hören: dass sie so schön ist wie ihre Stimme. Dass sie blond ist und Bier trinkt und Miniröcke trägt. Es liegt nicht an ihrer tiefen Stimmelage, die sich nur bricht, wenn sie am Ende eines Fragesatzes nach oben steigt, nicht an dem R, das sie etwas rollt, sondern an ihrem Lächeln, das man durch jeden Satz hindurchhört. Er gesteht es sich nicht ein, aber er mag die Telefonistin auch, weil sie seine Verbindung nach Indien ist. „Indien, das ist aber weit weg“, sagt sie, während sie auf ihrer Tafel nach der Durchwahl sucht.

„Manchmal nicht weit weg genug“, sagt Nanna und denkt darüber nach, ob er alles korrekt ausgesprochen hat.

„Wie ist es da so?“

Nanna denkt kurz nach. „Wärmer, viel wärmer“, sagt er. „Und da ist keine Schnee ... zumindest nicht da, wo ich herkomme.“

„Wie schön.“

„Und da sind oft Stromschnitte“, fügt er nach einer Pause hinzu. Sie schweigt. Kurzzeitig ist er von diesem Schweigen verunsichert, korrigiert sich dann: „Ich meine Stromausfälle.“

Ihr Lachen klingt durch den Hörer so, als sei sie ganz nahe. „Ach so“, sagt sie, „eigentlich klingt Stromschnitte viel schöner.“

„Dann ist da oft kein Licht in der Nacht.“

„Das ist romantisch, dann kann man die Sterne besser beobachten. Ich verbinde Sie jetzt. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch“, sagt sie, bevor sie mit ihrem eckigen Kugelschreiber zu wählen beginnt.

Ein paar Wochen später hört Nanna das Lächeln der Telefonistin wieder durch den Hörer. „Sie schon wieder“, sagt sie. „Wissen Sie, was ich mich gefragt habe? Wie können Sie eigentlich sicher gehen, dass Sie jemanden in Indien erreichen, wenn der Strom dort doch dauernd ausfällt?“

„Das kann ich nicht“, sagt er. „Das ist, warum ich so oft anrufe. Indien ist weiter weg, als man denkt.“

„Haben Sie denn kein Heimweh? Ich meine, all die tausenden Kilometer ... die Kultur ... dann die Zeitverschiebung und die Stromausfälle ...“

Nanna antwortet nicht, kann nur an das Wort „Heimweh“ denken. Er ist sich nicht sicher, was es bedeutet, aber er weiß, dass nur die deutsche Sprache solche schönen Wörter besitzt, zusammengelebte Wörter, mit so viel Vorstellung und Schmerz. Mit so viel, ja, Sehnsucht. Die Sucht jemand oder etwas zu sehen – wie anmutig diese Sprache doch ist. „Wollen Sie mit mir essen gehen?“, fragt Nanna.

„Sprechen Sie mich bitte mit du an“, antwortet sie. „Natürlich nur wenn es Ihnen ... ich meine dir genehm ist.“

Nanna mag es, wie sich durch ein einziges Wort Fremdheit in Vertrautheit wandeln lässt, Ferne in Nähe.